



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

OLIVER PLASCHKA

DIE
GEISTER
VON LA SPEZIA

Klett-Cotta

Hobbit Presse
www.hobbitpresse.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg
unter Verwendung einer Abbildung von Federico Musetti
Karte: Thilo Corzilius

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98885-7
E-Book ISBN 978-3-608-12457-6

*Kein größerer Schmerz, als in der Not
der Zeit des Glückes zu gedenken.*

Dante Alighieri, *Divina Commedia*

Der Begriff »Derelikt« findet im Seerecht auf Besitztümer in schiffbaren Gewässern Anwendung, die von ihren Verantwortlichen aufgegeben und zurückgelassen wurden, und zwar ohne Hoffnung, sie je wiederzuerlangen (sine spe recuperandi), oder die Absicht, zu ihnen zurückzukehren (sine animo revertendi). Der Begriff wird üblicherweise auf Schiffe angewandt, kann aber auch in Bezug auf Ladung oder andere Güter gebraucht werden.

Martin J. Norris, *The Law of Salvage*

50 Kilometer



KÖNIGREICH SARDINIEN

Genua

La Spezia

San Terenzo

Lerici

GOLF VON
LA SPEZIA

HERZOGTUM MASSA
UND CARRARA

Massa

HERZOGTUM LUCCA

Lucca

Viareggio

Pisa

Livorno

GROSHERZOGTUM TOSKANA

Bastia

KORSIKA

ELBA

LIGURISCHES MEER



Der Sturm peitscht die Wellen und schlägt ihnen Regen und Gischt ins Gesicht. Die drei Männer an Bord des Schiffes kämpfen mit den Elementen. Lange dachten sie, sie könnten vor dem Unwetter davonsегeln, während sich immer dunklere Wolken über dem fernen Festland zusammenballten. Die Ariel ist ein schnelles Schiff: ein Zweimaster, aber mit insgesamt sieben Segeln, seit Masten und Bug noch verlängert wurden. Doch sie ist nicht dafür gebaut, haushohen Wellenbergen zu trotzen. Als die Männer begreifen, dass sie den Wettlauf mit dem Wind zu verlieren drohen, ist es für die Rückkehr zur Küste schon zu spät. Alles, was ihnen jetzt noch bleibt, ist die Flucht nach vorn.

Shelley klammert sich an die Ruderpinne, versucht, vor dem Wind zu kreuzen, auch wenn das heißt, immer weiter aufs offene Meer hinauszufahren. Aber er weiß nicht, wie er das Schiff sonst beherrschen soll. Es ist kalt, der Regen prasselt auf seine Haut. Noch genießt er den Rausch der Geschwindigkeit. Vielleicht werden sie heute Abend darüber lachen können, wenn sie im Kreis der Familien von ihrer Fahrt berichten.

Das Schiff neigt sich zwischen den Wellen. Zwei Tonnen Ballast braucht es, die Ariel stabil im Wasser zu halten. Donnerergrollen rollt über das Meer.

Wir müssen die Vorsegel einholen, sagt Williams. Die Böen werfen uns sonst um.

Shelley schüttelte den Kopf. Dann schaffen wir es nicht, sagt er. Wir können immer noch entkommen!

Williams' Gesicht verrät seine Zweifel. Shelley hat den jungen Offizier noch nie so furchterfüllt gesehen. Er ahnt, was er denkt: dass sie einen Fehler begingen, als sie an diesem Tag noch in See stachen. Dass sie sich auf etwas eingelassen haben, was sie nicht mehr kontrollieren können. Sieben Stunden dauert die Fahrt von Livorno nach Hause – nicht einmal die Hälfte haben sie geschafft. Er denkt an ihre Frauen, an ihre Kinder, die am Golf von La Spezia auf sie warten.

Da schallt ein Donnerschlag über das Wasser, der nicht vom Himmelszelt herrührt. Williams fährt herum. Das war ein Kanonenschuss!

Shelley steht auf. Wer schießt hier draußen mit Kanonen?

Williams sucht den Horizont mit dem Fernrohr ab. Da ist ein Schiff!, ruft er. Die Bolivar! Unsere Freunde sind gekommen, uns zu helfen!

Fassungslos sucht Shelley die See ab. Die Wellen sind so hoch, der Himmel so finster, dass er kaum weiter als einhundert oder zweihundert Meter sieht. Die Ariel hebt und senkt sich wie eine Wippe für tollkühne Kinder. Da glaubt er, in der Ferne zwei Masten zu erkennen. Ist es möglich? Sind ihre Freunde ihnen tatsächlich gefolgt?

Williams steht an der Reling und winkt dem anderen Schiff zu. Als er sich zu Shelley umdreht, zeigt sein Gesicht wieder Hoffnung. Die Bolivar ist größer und liegt sicherer in den Wellen. Fast schmerzt es Shelley, dass sie ihre Rettung sein soll. Die Vorstellung, die Ariel aufzugeben, sticht ihm ins Herz. Die Ariel ist sein Schiff, sein Traum von Freiheit. Manchmal glaubt er, sie ist alles, was er hat.

Wir holen die Toppsegel ein!, entscheidet Williams, und der Matrose namens Charles, den sie zur Verstärkung angeheuert haben, erklimmt den Großmast, als würde er keine Furcht kennen.

Blitze fauchen herab und Donnerschläge zerreißen die Welt. Shelley muss einen Moment lang die Augen schließen. Als er wieder etwas sieht durch das Salz des Meeres und das seiner Tränen, ist der Matrose verschwunden. Das Segel, das er hätte bergen sollen, hängt in Fetzen herab.

Williams verdrängt Shelley von der Pinne. Wir müssen beidrehen!, schreit er über den Wind. Shelley lässt ihn gewähren. Eine Taubheit befällt seine Glieder, und es ist nicht bloß die Kälte des Wetters, die er spürt. Sein altes Gebrechen – die Ahnung des Todes, die nie von ihm ließ. Soll dies sein Ende sein?

Er nimmt Williams das Fernrohr ab, wankt an die Reling. Beinahe stürzt er, als die Ariel sich auf die Seite legt. Seine Hand findet die Reling. Ein Brecher rollt über sie hinweg. Das Schiff ist nicht eingedeckt, und so sammelt sich das Wasser zu Shelleys Füßen. Schon liegen sie nicht mehr zu hoch, sondern zu tief in den Wellen.

Während Williams die Ariel herumzwingt, sucht Shelley nach der Bolivar. Er findet sie in der Ferne. Sie halten auf sie zu. Wird man sie wirklich retten? Er fragt sich, wer von seinen Freunden verrückt genug war, ihnen zu folgen. Er glaubt die Antwort zu kennen und lächelt. Nur, wie sollen sie es an Bord des anderen Schiffes schaffen?

Er stellt das Fernrohr scharf. Erst erkennt er keine Gesichter, denn auch die Besatzung der Bolivar hat zu kämpfen. Sie riskieren ihr Leben für sie ...

Doch da! Eine einsame Gestalt steht an der Reling und sieht zu ihnen hinüber, als wären sie allein auf der Welt und der Sturm ohne Belang.

Shelley erstarrt, als er erkennt, wer ihm da nachfolgt.

Der Fluch holt ihn ein.

Er stürzt zurück zu Williams an die Pinne, fällt ihm in den Arm. Wir müssen abdrehen, schreit er ihm ins Ohr. Wir müssen fliehen!

Wieso?, entgegnet Williams. Fliehen vor was?

Shelley kann es seinem Freund nicht erklären. Dass es Wichtigeres gibt als ihr Leben – und dass er dasselbe für ihn tun würde. Dass jener dort drüben ihn niemals einholen darf. Dass Mary und der kleine Percy sonst niemals sicher sein werden. Sie sind nun alles, was von ihm überdauern wird. Und vielleicht, nur vielleicht, bleiben die Winde ihm treu ... Der Wind war immer sein Freund.

Die letzten Minuten seines Lebens belehren Shelley eines Besseren. Die Ariel läuft voll mit Wasser. Sie wird nicht entkommen – nicht der Bolivar und nicht dem Sturm. Auch Williams hat das erkannt. Dennoch kämpft er tapfer bis zuletzt gegen das Meer, pumpt mit ihrer kleinen Handpumpe das Wasser aus dem Rumpf. Und obgleich er nicht versteht, was seinen Freund mehr ängstigt als der Tod, liegt kein Vorwurf in seinem Blick. Wahrscheinlich hatten sie nie eine Chance.

Dann rollt ein weiterer Brecher über sie und reißt Williams mit sich.

Shelley ist allein. Er kann die Ariel nicht mehr retten.

Es ist bloß noch eine Frage von Sekunden.

Ein letztes Mal tritt Shelley an die Reling, während um ihn das kalte Inferno tobt. Wasser, Blitze und Wind sammeln sich für den letzten Angriff. Es gibt nur eines, was er noch tun kann. Die Fäden zusammenführen wie die letzten Zeilen eines Gedichts.

Er sieht hinüber zur Bolivar. Er spürt den anderen dort drüben; und er spürt, dass der andere auch ihn sieht. Ein letztes Mal denkt Shelley an seine Frau. Er hatte nie Angst vor dem Tod – nur vor der Niederlage. Und wenn er nun zum Grund des Meeres reisen soll, dann wird er seinen Feind doch bezwingen.

Er macht sich bereit.

Dann setzt er die Krone auf.

HERBST

Genua, 1822

Es war ihr erster großer Einsatz ohne Partner, und das war ungewohnt, selbst wenn Gus behauptete, dass sie die ideale Besetzung dafür sei. Wieso, war ihr nicht klar. In England war die Einsamkeit schwer zu ertragen gewesen.

Der große Bonus des Einsatzes war, dass er sie zurück nach Italien führte.

Gott, Italien. Patricia Colombari – Pat für ihre Freunde, bloß hatte sie gerade keine, höchstens Gus, und das gab ihr zu denken – war Italienerin. Ihr Beruf aber trieb sie derart in der Weltgeschichte vor sich her, dass sie oft vergaß, wie schön ihre Heimat sein konnte. Nun fühlte sie wieder, wieso es die Engländer und alle anderen in den Süden zog. Sogar in einem kalten, nassen Herbst wie diesem.

Im Hafen von Genua war der Rauch von Feuern aufgestiegen, der Geruch nach feuchtem Holz und Fisch. Je weiter sich Pat von der Stadt entfernte, desto frischer wurde die Luft. Eine Meile zur Rechten erahnte sie das Meer, zur Linken ragten hohe Hänge auf, manche mit alten Befestigungen. Ein leichter Nieselregen setzte ein, Pat spannte ihren kleinen Schirm auf und folgte der gepflasterten Straße, vorbei an Weingärten und Olivenhainen. Die Landbewohner warfen ihr neugierige Blicke zu. Eine Städterin mit Schirm und Tasche, ganz in Schwarz? Noch eine sündhafte Ausländerin? Waren es noch nicht genug?

Vor einer kleinen Brücke über einen Bach, an dem eine Mühle lag, blieb sie stehen und konsultierte den Brief.

Albaro, hieß es in dem Brief, zwei Meilen östlich von Genua. Die Casa Negroto liegt hinter der Mühle am Fuß des nächsten Hügels, umgeben von einem Garten. Schwarze Eingangstür. Das Haus hat nur einen Kamin – sehr kalt bei schlechtem Wetter. Eine schwere Zeit. Bitte taktvoll bleiben.

Sie steckte den Brief zurück zu den restlichen Unterlagen und überquerte die Brücke. Zehn Minuten später erreichte sie das Haus. Und was für ein Haus es war – terrakottafarben wie viele in der Gegend, drei Stockwerke hoch und groß genug für mehrere Familien.

»Gus, Gus, Gus«, murmelte Pat und schüttelte den Kopf. »Ich hab eindeutig den falschen Beruf. Nach diesem Auftrag will ich auch in eine kleine Burg ziehen.«

Als was siehst du dich? Als Königin, als Fee?

»Knusper, knusper, knäuschen.« Grinsend rieb sich Pat die Hände und stieß das Gartentor auf.

Je näher sie kam, desto imposanter wirkte das Haus. Selbst in Miete zu teuer für eine Schriftstellerin, und für die Tochter einer Frauenrechtlerin und Witwe eines Revolutionärs zu offensichtlich von fremdem Geld bezahlt. Allein der Garten war weitläufiger als manche Äcker der Gegend.

An der Eingangstür stellte Pat ihre Tasche ab. Dann hob sie den Ring und klopfte. Eine Minute verging, in der ihr der Regen vom Vordach auf den Schirm tropfte und in der Ferne ein Hund bellte. Pat klopfte abermals, und endlich hörte sie leises Schlurfen und die Tür ging auf.

Vor ihr stand eine alte Frau in einer Schürze.

Pat lächelte gewinnend. »Mary Shelley?«

Die Alte schüttelte streng den Kopf. »*Non sono la signora Shelley*«, wies sie Pat zurecht.

»Hab ich auch nicht angenommen«, entschuldigte sich Pat. »Ich meinte: Ist sie da? Darf ich eintreten? Klar ist sie da, wo soll sie sonst sein?«

Ungeachtet der Proteste, die ihr entgegenschlugen, schloss sie ihren Schirm, hob ihre Tasche auf und trat ein. Aus einer weiten, leeren Eingangshalle führten zwei geschwungene Marmortreppen nach oben. Pats Schritte hallten auf dem nackten Boden.

»Schlimmer als in einer Kirche«, scherzte Pat und übersetzte, als die Alte den Witz nicht honorierte. »*Una chiesa?*«

»Es mag tatsächlich schlimmer sein«, erklang da eine Stimme von oben.

»Ahh!« Pat tat erschrocken und riss die Hände hoch. Auf dem oberen Treppenabsatz stand eine Frau, kaum älter als Pat selbst, höchstens Ende zwanzig. Doch sie wirkte verlobt, als müsste man jeden Augenblick den Priester rufen. Sie trug schwarz, so wie Pat; ihr Schwarz hatte jedoch eine andere Geschichte zu erzählen. Wie eine Schachfigur auf dem falschen Feld stand sie dort auf der Marmortreppe.

»In diesem Haus gibt es keinen Platz für Gott«, schloss die Frau.

»Dabei haben Sie's so geräumig hier«, sagte Pat. »Mrs. Shelley, nehme ich an?«

»Hat Byron Sie geschickt?«

Pats Lächeln wurde breiter. »Mrs. Shelley, mein Name ist Patricia Colombari. Pat, wenn Sie wollen. Ich bin eine, hm, sagen wir, private Ermittlerin – kann man das so sagen?«

»Sie haben es gerade gesagt«, stellte die Frau in Schwarz fest.

»Dann soll es so sein! Ich arbeite im Auftrag des Baronets von Castle Goring ...«

»Sir Timothy.« Marys Miene versteinerte.

»Ihr Schwiegervater«, bestätigte Pat strahlend.

Ihr Enthusiasmus fand keine Erwiderung. »Wusste ich's doch – Byron.« Mary sprach den Namen wie einen Fluch.

»Ich versichere Ihnen: Falls es Absprachen mit Dritten gab, fanden die ohne mein Wissen statt und haben keinen Einfluss auf meinen Auftrag.«

»Und dieser Auftrag lautet?«

Pat breitete fragend die Arme aus. »Dürfte ich hochkommen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stapfte sie mit ihren Sachen die Marmortreppe hoch. Oben angekommen, fand sie sich Auge in Auge mit der Frau wieder, die sie gesucht hatte. Mary Shelley war kleiner, als sie von unten gewirkt hatte. Tiefe Schatten lagen unter ihren Augen. Ihr rotblondes Haar hatte sie zu einer strengen Frisur hochgesteckt. Ihr Kleid und Schultertuch waren nicht nur schwarz, sondern auch formlos, und sie trug keinen Schmuck. Es war, als wollte sie jeder Zurschaustellung ihrer Person entsagen; doch wirkte sie in ihrer bleichen Kargheit fast noch brennender.

»Was wollen Sie, Signora Colombari?«

»Sie dürfen wirklich gerne Pat zu mir sagen. Und was ich will? Nun, eigentlich sind Sie diejenige, die etwas will, nämlich Geld. Spezifisch das Geld meines Auftraggebers, Sir Timothy. Und was Sir Timothy will, lässt sich leicht erklären: nicht mehr als die Antworten auf ein paar Fragen. Ehe er seine Börse zückt, Sie verstehen?«

Mary warf einen Blick zu ihrer Angestellten im Erdgeschoss, die noch auf Weisung wartete. »Grazie, Grazia.« Leise schimpfend entfernte sich die Alte.

»Sie heißt ...?« Pat blinzelte verblüfft, blickte den Flur hinab und machte eine suchende Geste. »Gibt es vielleicht

einen Raum, wo wir uns setzen können? Da kann ich Ihnen alles erklären.«

Mary wandte den Blick. Ein kleiner Junge von vielleicht drei Jahren kam aus der Ferne der Casa herbeigerannt und warf sich ihr an den Rock. Er trug Wollsachen und einen viel zu großen Schal. Wortlos strich sie ihm durchs Haar.

»Du musst Percy sein«, sagte Pat möglichst freundlich. Der Junge lugte aus den Rockfalten seiner Mutter wie aus einem finsternen Dickicht und gab keine Antwort. Vielleicht spürte er, dass Pat keine Erfahrung mit Kindern hatte. Sie hatte immer gemutmaßt, dass man ihr das anmerkte.

Mary drückte ihn an sich. »Benedetto!«, rief sie. Ein sehr alter Mann, älter noch als Grazia, folgte ihrem Ruf. Er zog ein Holzpferd an einem Strick mit sich, und seine schlep-penden Schritte klangen in dem leeren Flur wie die Bege-gung eines Spatels mit einem sehr stumpfen Schleifstein.

»Signora Shelley?«, krächzte er.

»Ich nehme meinen Tee im Arbeitszimmer ein. Und einen Keks für Percy.« Ohne ein weiteres Wort schritt sie los. Percy entwendete dem Alten das Pferd und rannte ihr nach.

»Keine Milch für mich«, sagte Pat an Benedetto gewandt, ehe sie gleichfalls folgte. »Besten Dank!«

Mary führte sie in ein Zimmer, dessen zentraler Einrich-tungsgegenstand ein Schreibtisch mit mehreren Schubladen war. Auf dem Tisch türmten sich Briefe, Hefte, Manuskripte; Briefbeschwerer und Klammern gaben ihr Möglichstes, die Flut der Dokumente zu bändigen, während ein Tintenfass und eine Schreibfeder bereitstanden, sie noch zu mehren. Das Ticken einer kleinen Uhr auf dem Tisch war das einzige Geräusch im Raum.

Durch die hohen Fenster fiel graues Licht. Selbst die Bor-düren unter der Decke spendeten mehr Farbe; abgesehen

von dem Tisch und einem kleinen Teppich, der einem Kaffeetischlein mit zwei Stühlen ein Zuhause gab, war der Raum völlig leer.

»Entschuldigen Sie bitte die Unordnung.« Mary Shelley nahm Platz. »Der Schreibtisch meines Mannes hat mich gerade erst erreicht. Die Dokumente, die Sie sehen, sind seine Korrespondenz und seine Notizen. Wie Sie sicher wissen, war er einer der größten Dichter unserer Zeit. Es ist meine einsame Aufgabe, seine Erinnerungen zu ordnen. Ich trage mich mit dem Gedanken, ein Buch darüber zu schreiben.«

»Über seine Erinnerungen?« Pat stellte die Tasche auf dem Teppich ab und legte den nassen Schirm daneben auf den Fliesenboden.

»Über die Einsamkeit«, erwiderte Mary, und zum ersten Mal zeigten ihre Mundwinkel den Hauch einer Regung. »Ich betrachte mich als verkannte Expertin.«

»Ich kann es Ihnen nachfühlen.« Pats Blick fiel auf den kleinen Percy, der sich zu Füßen seiner Mutter auf den Teppich gesetzt hatte und mit seinem Holzpferd spielte. Dann nahm sie ebenfalls Platz.

»Was genau will Sir Timothy?«, fragte Mary. »Ich warne Sie: Wenn es wieder um das Sorgerecht für Percy geht – ich glaube, ich habe ihm meine Meinung sehr klar ...«

»Santo cielo, nein!« Pat hob abwehrend die Hände. Ihr Blick wanderte zu Percy, aber Mary machte keine Anstalten, ihr Kind für das Gespräch hinauszuschicken. *Eine schwere Zeit. Bitte taktvoll bleiben.* Also lächelte Pat und holte tief Luft.

»Ihr Mann war, wie Sie sagten, sehr berühmt. Manche würden sagen, berüchtigt ...«

»Was sagt denn Sir Timothy?«, unterbrach Mary.

»Sir Timothy hat seinen Sohn geliebt, so wie jeder Vater das tut«, wich Pat aus. »Zwar hieß er nicht jede seiner Entscheidungen gut, inklusive ...« Sie machte eine auffordernde Geste. Mary wusste, was ihr Schwiegervater von ihr und der Geschichte ihrer Ehe hielt. »Aber die Dinge sind nun mal, wie sie sind, nicht wahr? Und Sir Timothy ist sich der Verantwortung für seinen Enkel bewusst, ungeachtet der ... Umstände. Der Tod seines Sohnes war ein Schlag, das muss Ihnen klar sein.«

»Mehr, als Sie ermessen können.«

»Darum ist er bereit, Ihnen die Rückreise nach England und in Folge einen angemessenen Unterhalt zu zahlen. Ihnen beiden – vorausgesetzt ...«

»Vorausgesetzt, ich beantworte seine Fragen«, beendete Mary den Satz. »Und dafür schickt er Sie?«

Pat zuckte entschuldigend die Schultern.

»Was für Fragen hat er denn?«

»Nun, im Wesentlichen beschäftigen ihn besagte Umstände des Todes seines Sohns.«

»Die Umstände sind weithin bekannt!«, gab Mary scharf zurück. »Die Zeitungen haben darüber berichtet. Sein Sohn starb zur See, in einem Sturm im Golf von La Spezia.«

»Ja, sehen Sie ...« Pats Blick wanderte zu dem spielenden Kind zu ihren Füßen. »Ihr Mann war ein großer Dichter. Und die Zeitungen liebten ihn auf ihre Weise – ein aufregender Mann, immer für eine Schlagzeile gut. Viel Feind, viel Ehr, nicht wahr?« Mary ging nicht darauf ein. »Was er nun nicht war, selbst wenn er sich vielleicht so sah, war ein Seemann ...«

»Ihre Frage lautet: Was hatte er im Sturm auf einem Boot zu suchen«, fasste Mary zusammen.

»Sir Timothy stellt sich diese Frage, das ist richtig.«

»Mein Mann war ein begeisterter Segler. Genau wie Williams – Edward Williams, ein enger Freund. Beide verloren ihr Leben auf der *Ariel*, dem Boot meines Mannes.«

»Sir Timothy ist sich bewusst, dass sein Sohn sich schon mehrmals sehenden Auges in Gefahr begab. Eine Eigenschaft, die Sir Timothy durchweg fremd ist.«

»Und Ihnen?«, erkundigte sich Mary.

Pat neigte abwägend den Kopf. »Ich schätze, jeder muss seine Erfahrungen machen, nicht wahr? Die Frage – für Sir Timothy – lautet: Hatte jemand anderes Anteil daran?«

»Ich sagte Ihnen bereits: Williams war mit an Bord. Jane, seine Witwe, trauert wie ich. Und die Familie des Matrosen, den sie angeheuert hatten, wahrscheinlich auch.«

Pat faltete die Hände. »Der Hinweis ist wertvoll. Der Wert, an dem Sir Timothy interessiert ist, ist leider rein ... pekuniärer Natur.«

Mary hob eine Braue.

»Es geht ihm ums Geld«, präzisierte Pat. »*Sein* Geld.«

Die Braue wanderte höher. *Bitte taktvoll bleiben.*

»Jane Williams oder die Familie dieses Matrosen«, erklärte Pat. »Die wollen nicht sein Geld.«

»Ich?« Mary fasste sich an die Brust, als führe ihr ein Stich ins Herz. »Er will wissen, ob *ich* etwas mit dem Tod meines Mannes zu tun habe?«

Pat hob die Schultern und nickte unglücklich.

»Wie soll das gehen?«, brauste Mary auf. »War ich denn mit an Bord? Soll ich Löcher in den Schiffsrumpf geschlagen haben? Was denkt sich dieser Mann?«

»Mummy?«, fragte der kleine Percy zaghaft und Mary beruhigte sich wieder und strich ihrem Sohn über den Kopf.

»Tut mir wirklich leid«, sagte Pat. »Aber Sie haben es erfasst. Nun kennen Sie meinen Auftrag.«

Mary Shelley fixierte sie. »Und wie kann ich Sie überzeugen, Signora Colombari, dass ich nichts mit dem Ableben meines Mannes zu tun habe?« Sie hob die Stimme. »Dass ich meinen *Mann*, den ich liebte, nicht ...«

Pat winkte ab und blickte abermals zu Percy. »Sie müssen mir das nicht erklären. Und ich verstehe, dass die Prämisse, unter der Ihr Schwiegervater mich engagierte, Sie verärgert. Bitte entschuldigen Sie. Ich möchte Ihnen versichern, dass ich in dieser Sache völlig unbefangen bin. Offen gesagt neige ich zu Ihrer Sicht der Dinge.« Sie zwinkerte. »Sagen Sie das nicht Sir Timothy, er ist schon ein misstrauischer Knochen. Glücklicherweise gibt es eine sehr verlässliche Methode, seine Zweifel zu zerstreuen und den Hergang des tragischen Unglücks zu rekonstruieren.«

Mary hatte sich wieder gefangen. »Ich bin ganz Ohr.«

In diesem Moment kam der alte Benedetto mit einem Teewagen herein. Die Räder des Wagens klapperten auf den Fliesen. An der Kante des kleinen Teppichs blieben sie hängen, und der gebeugte Mann mühte sich vergeblich, den Wagen auf den Teppich zu schieben. Mary machte keine Anstalten, ihm zu helfen. Pat sah sich den Kampf eine Weile lang an, dann ertrug sie es nicht länger. Sie sprang auf und hob mit ihm gemeinsam den Wagen auf den Teppich.

Der Alte hob den Blick und sah sie sprachlos an.

»Keine Ursache«, sagte Pat und nahm wieder Platz. Percy, der das Geschehen wie eine große Vorstellung verfolgt hatte, klatschte begeistert in die Hände.

Betreten wartete Pat, bis Benedetto ihnen unter Marys strengem Blick eingeschenkt hatte. Dann reichte er jedem Anwesenden noch einen Keks, was bei Percy abermals Begeisterung auslöste. Unter lobenden Worten nippte Pat an ihrem Tee – er war lauwarm – und wartete, bis Benedetto

sich wieder entfernte. Den Abstieg vom Teppich bewältigte er ohne Probleme.

Sobald er die Tür hinter sich geschlossen hatte, stellte sie ihren Tee auf dem Tisch ab. »Sind Sie mit den Prinzipien der Mnemoskopie vertraut?«

Mary Shelley schüttelte den Kopf. »Ist das eine wissenschaftliche Disziplin?«

»Aber ja.« Pat nickte nachdrücklich. »Sehr neu. Aber sehr wissenschaftlich.«

Mary versuchte, sich keine Regung anmerken zu lassen, doch Pat sah, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. »Der Begriff legt nahe, dass es sich um eine Betrachtung der Erinnerung handelt. Wie ... das Studium eines Tagebuchs.«

»Genau«, lobte Pat. »Absolut richtig!«

»Sie wollen sagen, es existiert ein Verfahren, mittels dessen Sie meine Erinnerungen studieren wollen? Um Sir Timothy ... meine Unschuld zu bezeugen?«

Pat breitete die Arme aus. »Wenn Sie weiter die ganze Arbeit für mich machen, sind wir rasch fertig.«

Mary stellte ebenfalls ihre Tasse ab. Ihre Hand bebte. »Ich soll mich *öffnen* für diesen ... Zweifler? In eine Untersuchung meiner privaten Gefühle und Gedanken einwilligen, um das Misstrauen eines geizigen Baronets zu zerstreuen, der seiner eigenen Schwiegertochter eine derart grauenvolle Tat zutraut?«

»Wenn Sie es so sagen, klingt es wirklich nicht schön ...«

»Wie recht mein Mann doch daran tat, mit seiner Familie zu brechen! Was für eine Schmach, zu solchen Menschen heimzukehren und um Almosen betteln zu müssen. Haben wir nicht schon genug erduldet? Genug Leid erfahren?«

»Falls es Sie beruhigt – es ist eine absolut schmerzfreie Prozedur.« Pat versuchte sich an einem Grinsen. »Also, falls

Sie fürchten, dass ich Ihnen in den Schädel schaue oder so ...«

»Signora Colombari! Der einzige Grund, weshalb ich Sie nicht als Lakaiin meines Schwiegervaters, dessen einzige Absicht es ist, mich zu kränken, vor die Tür werfen lasse – der wirklich einzige Grund –, ist der, dass Sie mein wissenschaftliches Interesse geweckt haben.«

»Das – und dass Benedetto es arg am Rücken hat und mich wahrscheinlich nicht werfen könnte«, gab Pat zu bedenken.

»Sie vergessen Grazia«, gab Mary zurück.

»Touché, Mrs. Shelley.«

»Erklären Sie mir Ihr Verfahren!«

Pat griff nach ihrer Tasche, zögerte aber noch.

»Ehe ich Ihnen die technische Seite meines Vorschlags darlege, Mrs. Shelley, muss ich Ihnen ein Geständnis machen: Ich habe Ihr Buch gelesen.«

Mary sah überrascht drein. »Das haben Sie?«

»*Frankenstein*. Starker Stoff. Ich hörte, nächsten Sommer soll es auf die große Bühne gebracht werden?«

»Sie sind gut informiert«, sagte Mary beeindruckt.

Pat kratzte sich unsicher am Kopf. »In jedem Fall weiß ich, dass Sie sich mit Galvanismus auskennen. Der Lehre von den elektrischen Strömen, die unseren Körper antreiben.«

»Nicht nur den Körper!«, korrigierte Mary. »Wenn Sie sich die Experimente ansehen, die man in Frankreich mit den Gehirnen Guillotiniertes ...«

Pat hob abwehrend die Hand und reichte Percy ihren Keks. »Schon klar! Ich kenne das Gefühl. Also nicht das ...« Sie kippte den Kopf auf die Seite und streckte die Zunge raus. »Aber das.« Sie ließ ihre Hände zappeln, dass Percy grinste.

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Bin mal vom Blitz getroffen worden«, erklärte Pat, und Marys Augen wurden größer. »Ist schon eine Weile her. War draußen unterwegs, als das Gewitter losbrach. Ich wollte nicht nass werden – verständlich, oder? Aber wahrscheinlich wär ich besser nass geworden, denn ich weiß nur noch, dass ich überlegte: Wie war das noch gleich? Eichen weichen, Buchen suchen ... Fichten mitnichten?« Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. »Muss mich jedenfalls im Baum vertan haben, oder es war überhaupt eine schlechte Idee mit den Bäumen, denn kaum stand ich drunter: Bumm!« Sie warf die Arme hoch, und Percy lachte.

»Ja, im Nachhinein war's wohl ganz witzig. Aber merk's dir, Kleiner: Bei Gewitter bleibst du am Besten einfach drin – damit liegst du immer richtig.«

Percy blickte zu seiner Mutter, die abwesend nickte.

Pat fuhr fort. »Jedenfalls kenne ich mich aus, was die Interpretation galvanischer Ströme angeht – besonders der Hirnströme. Sehen Sie, eine Mnemoskopie ist nicht viel wert, wenn man nicht weiß, wie man sie zu lesen hat. Wir sprachen von Strömen ohne Form und Sinn, wie Licht, das in ein Teleskop fällt – aber ohne das Auge dahinter. Ich bin das Auge, Mrs. Shelley. Ich sehe die Ströme der Erinnerung wie ein Bild, eine Geschichte. Darum wäre der passendere Begriff für das, was ich tue, wohl Mnemambulie.«

»Das Wandeln in Erinnerungen«, hauchte Mary Shelley. »Eine Erinnerungsreise!«

Pat lachte entwaффnet. »Sie haben sich Ihren Keks verdient. Nein ernsthaft, wenn Sie wüssten, wie lange ich das sonst erklären muss ...«

»Sie machen das öfter?«, fragte Mary.

»Ich inseriere. So hat Ihr Schwiegervater mich gefunden.«

»Es ist Ihr *Geschäft*?«

Pat wiegte den Kopf. »Es hilft, die Rechnungen zu bezahlen.«

Mary hatte sichtlich Schwierigkeiten, ihr zu glauben. »Erklären Sie mir, was genau Sie tun. Wie Sie es tun.«

Es war wohl an der Zeit. Pat öffnete ihre Tasche. Darin lagen die Elektrodenhauben zusammen mit dem Mnemo-interferometer und etwas Werkzeug.

Sie nahm eine Haube heraus und zeigte sie Mary.

»Wissen Sie, was das ist?«

Mary wurde kreidebleich.

»Woher haben Sie das?«

»Wieso fragen Sie?«, erkundigte sich Pat. »Haben Sie so was schon mal gesehen?«

Mary schüttelte heftig den Kopf. »Es ähnelt bloß ... Vielleicht habe ich so was in einem Buch gesehen. Als ich für *Frankenstein* ... recherchierte.«

»Also, zum Leben können sie damit nichts erwecken.«

Mary hatte die Hand vor den Mund gelegt und fixierte das Drahtknäuel wie eine Schlange.

»Ich kann das nicht anlegen ...«

»Es ist wirklich ganz ungefährlich«, versicherte Pat. »Zumindest für Sie.«

»Wie meinen Sie das?« Mary löste den Blick von der Haube.

»Wenn etwas schiefgeht – dann bei mir. Kann durchaus verwirrend sein, die Erinnerungen anderer Menschen zu erleben. Manchmal gerät man etwas durcheinander dabei. Aber ich kann damit umgehen!« Sie lachte. »Bin gut im Training.«

Mary schüttelte zweifelnd den Kopf. »Vielleicht gibt es Dinge, die uns nicht bestimmt sind, Signora Colombari. Haben Sie sich das je überlegt?«

»Sir Timothy gebrauchte fast dieselben Worte bezüglich

seines Geldes: *Finden Sie heraus, ob meine Schwiegertochter etwas zu verbergen hat. Dann wird sich zeigen, ob mein Geld ihr bestimmt sein soll.*« Sie gluckste. »Er hat zu seinem Geld eine fast biblische Haltung.«

»Ich habe also die Wahl«, fasste Mary zusammen. »Ich lasse mich ein auf Ihr ... Experiment – oder man überlässt mich meinem Schicksal. Und mein Kind auch.«

»Ich sehe es weniger als ein Experiment als eine neue Form von Kunst oder Technik. Aber was den Rest angeht ...« Pat pustete die Backen auf. »Sie würden sich wahrscheinlich eine günstigere Bleibe suchen müssen, ja.«

Mary schürzte die Lippen. »Ich muss darüber nachdenken, Signora Colombari.«

Pat nickte. »Absolut.«

»Alleine.«

Pat nickte noch bestimmter, packte ihre Sachen ein und erhob sich von ihrem Stuhl. Ihr Blick ging zum Fenster. »Der Regen hat aufgehört – vielleicht mache ich einen Spaziergang. Ihr Freund, Lord Byron, wohnt doch gleich dort oben auf dem nächsten Hügel, richtig?«

Mary stand ebenfalls auf, ihre Bewegung so steif wie ein emporfahrender Kolben. »Guten Tag, Signora.«

Pat winkte ab. »Schon gut! Ich finde den Weg.«

* * *

Sie wählte den Weg hügelaufwärts schon deshalb, weil sie ungestört Rücksprache mit Gus halten wollte und annahm, dass es da oben besser funktionierte. Schließlich wollte sie nicht schreien und die Aufmerksamkeit der Anwohner auf sich ziehen.

Die Sonne trat hinter den Wolken hervor. Das Regenwasser war von den Pflastersteinen in die Büsche beiderseits

der schmalen Straße abgeflossen. Sie kam an Gemüsegärten und Höfen vorbei, Hühner kreuzten ihren Weg.

»Irgendwo hier muss es sein, oder?«, murmelte sie, als sie eine Biegung mit unverstellter Aussicht erreichte. Sie ließ den Blick über das malerische Umland schweifen.

Eine Meile, hieß es.

»Bergauf oder Luftlinie?« Sie benutzte ihren Schirm als Wanderstock und stapfte weiter. Schließlich hielt sie vor einem großen Grundstück, das von einer Mauer und alten Zypressen gesäumt wurde. Hinter den Bäumen erahnte sie eine prächtige Villa, größer noch als die Casa Negroto. Die Casa Saluzzo – Byrons Haus.

»Nett hat er's hier!«, kommentierte sie. »Wahrscheinlich könnte er Mary die Heimreise bezahlen – sie müsste nur fragen.«

Lord Byron gilt als Freigeist und Einzelgänger, der nur ungern Verantwortung für andere Menschen übernimmt, erinnerte Gus.

»Er wäre aber unser Plan B, oder? Um an Shelley ranzukommen?«

Seine Frau ist unseren Berechnungen nach geeigneter. Gib ihr einfach die Zeit, die sie braucht.

»Ich weiß nicht, Gus«, sagte Pat. »Mary hat ein paar Probleme, mit denen ich ihr kaum helfen kann. Der Kleine tut mir echt leid.«

Bleib bitte bei Plan A, mahnte Gus. *Der Einsatz ist auch so schon sehr komplex.*

»Vielleicht kennt Byron ja genau die Antworten, die Mary fehlen?«

Byron ist nur eine weitere Komplikation, beharrte Gus. *Woher rührt diese ungesunde Faszination für ihn?*

»Komm schon, du warst auch mal jung! Lass mir den Spaß.«

Die Rüge fiel ungewohnt scharf aus. *Du begreifst nicht, was auf dem Spiel steht!*

Sie schwieg verdutzt.

Wenn du verunglückst, brichst du dir nicht nur das Bein. Du brichst dir die Wirklichkeit!

»Capito.« Sie schlenderte an den Zypressen entlang. »Was wir tun, ist kein Zuckerschlecken.«

Pat. Gus' Stimme klang nun versöhnlicher. *Du bist die Beste, die wir für den Einsatz haben. Niemand außer dir hätte es so weit geschafft.*

»Ha!«, machte sie zufrieden.

Trotzdem darfst du nicht leichtsinnig werden. Du bist bereits tiefer vorgedrungen als jemals zuvor!

»Die Dinge standen schon schlechter«, wiegelte sie ab.

Wann denn?

»In Kairo zum Beispiel?«

Er schnaubte, und fast meinte sie, seinen Pfeifenatem im Nacken zu riechen. *Das war im Vergleich fast an der Oberfläche – und du warst Teil eines Teams. Ein Team mit Schwächen, wie wir heute wissen, aber dennoch. Heute bist du allein.*

»Nicht meine Entscheidung.« Sie fand einen Zypressenzapfen, fasste ihren Schirm wie einen Golfschläger und schlug ihn davon. »Bereust du die Sache mit Charlie?«

Es wundert mich, dass du es nicht bereust, gab er zurück. Schließlich wissen wir beide, dass es kein Blitz war, der dich erwischt hat.

»Ich lege keinen Wert auf eine Wiederholung!«

Gut – denn wir brauchen dich bei klarem Verstand. Du weißt doch, wie sich das anfühlt?

»Witzig, Gus.«

Es fällt jetzt schon schwer, dich zu erreichen. Bitte mach es nicht noch schwerer.

Vielleicht hatte Gus recht. Vielleicht reizte es sie, zu sehen, wie weit sie gehen konnte. Und vielleicht hatte sie eine Schwäche für Menschen, die es herausgefunden hatten.

Andererseits war sie nicht bereit, denselben Preis zu zahlen wie Charlie. Sie mochte ihren Job – und sie war gut darin. Besser denn je.

In diese Gedanken versunken, erreichte sie ein schmiedeeisernes Tor, hinter dem ein gekiester Weg zum Haus führte. Eibenhecken in grotesken Formen säumten den Weg; Pat war sich nicht sicher, ob sie Tiere darstellen sollten oder ob dem Gärtner bloß die Schere ausgerutscht war. Sie stellte ihre Sachen ab und drückte das Gesicht gegen die Eisenstäbe. Sie hörte das Schnattern von Gänsen, und in der Ferne schrie ein Pfau.

»Heißt es nicht, er hält sich gern Tiere?«

Womöglich kann er mit Tieren besser als mit Menschen.

Da nahm sie eine Bewegung in einer der Eiben wahr, und im nächsten Moment sprang ein Äffchen am Zaun hoch.

Erschrocken machte Pat einen Satz zurück. »Hey, Kleiner!« Sie atmete aus. »Ist dein Herrchen daheim?«

Das Äffchen beäugte sie, aber gab keine Antwort.

Byron flieht vor der Vergangenheit, sagte Gus. Mary lebt sie. Halte dich an den Plan.

»Man lässt mich ohnehin nicht rein«, erwiderte Pat. »Ab-rakadabra!« Sie wendete ihre Rocktaschen nach außen und förderte ein Tuch und eine Uhr zutage. »Scusa, mein Kleiner. Nichts für dich dabei.«

Das Äffchen zischte und sprang davon.

»Vielleicht sehen wir uns bald wieder.« Pat wandte den Blick zum Tal. »Wie lange bin ich schon unterwegs?«

Du hältst deine Uhr in der Hand, erinnerte Gus.

»Sollte sie wahrscheinlich auch aufziehen, was?« Pat drehte die Krone, bis die Uhr zu ticken begann. Dann sah sie nach der tief stehenden Sonne, stellte die Uhr nach Gefühl und klappte sie wieder zu.

»Also schön! Wollen wir sehen, wie weit Mrs. Shelley mit ihrer Entscheidung gediehen ist.«

* * *

Es dämmerte, als sie zurückkam, und Percy war schon auf dem Weg ins Bett. Pat wartete geduldig in der kalten Eingangshalle, bis Grazia ihr mitteilte, dass Signora Shelley sie in ihrem Arbeitszimmer erwartete. Dann stapfte sie erneut die lange Marmortreppe hinauf.

Die Fensterläden im Zimmer waren nun geschlossen, und ein Kerzenständer auf dem Kaffeetisch erhellte den Raum. Eine weitere Kerze brannte auf dem Schreibtisch, an dem Mary saß und Dokumente ordnete.

Pat zog sich den zweiten Stuhl heran. Eine Weile sah sie wortlos zu. Sie dachte daran, was Mary über ihren Mann gesagt hatte: *Meine einsame Aufgabe, seine Erinnerungen zu sortieren*. Pat sah Gedichte vor sich, Korrekturen, durchgestrichene Zeilen.

»Ich habe nachgedacht«, sagte Mary schließlich. »Über die Vergangenheit und heute. Und dass das Heute einmal die Zukunft der Vergangenheit war. Wissen Sie, was ich meine?«

Pat nickte. »Es kann manchmal ganz schön verwirrend sein.«

Mary schaute sie an. Erst war sich Pat nicht sicher, ob Verachtung oder Mitgefühl – oder beides – aus ihrem Blick sprach. Dann zwang sich Mary zu einem Lächeln, und Pat erkannte, dass sie sich getäuscht hatte: Mary versuchte,

freundlich zu sein – aber mehr als dieses Zucken der dünnen Lippen brachte sie nicht zustande. Sie war eine ausgezehnte Frau, so leer wie das Haus, in dem sie lebte.

»Verwirrend. Ja, das auch.« Sie nahm einen Brief, las die ersten Zeilen und legte ihn auf einen Stapel. »Schmerzhaft, wie wenig man die guten Zeiten zu schätzen wusste. Die Freunde von einst. Peinlich, wie wichtig einem Nichtigkeiten waren. Und ... anrührend, wenn man bedenkt, wie fehlerhaft wir waren. Wie unvollkommen, wir alle.«

Pats Blick fiel auf einen Stapel Bilder: Bauernhäuser, Zypressen, Ruinen. Das Portrait eines blonden, engelsgleichen Kinds mit einer Rose. Das Kind war ungefähr in Percys Alter. Es könnte ein Junge oder ein Mädchen sein. Pat wollte danach greifen, aber Mary kam ihr zuvor.

»In jedem Fall dachte ich, es wäre schön, diese Zeiten noch einmal aufleben zu lassen«, fuhr Mary fort. »Pisa. Lerici. Alle noch einmal wiederzusehen: Williams, Jane ... und Claire. Trelawny! Selbst Byron, schätze ich. Vielleicht sogar ...« Sie beendete den Satz nicht. »Mir ist klar, dass nur wenige Menschen eine solche Gelegenheit erhalten. Andererseits ...« Sie legte die Hände auf den Tisch. »Ich habe Angst, Signora Colombari. Was Sie da vorschlagen ... was wird das mit mir anrichten?«

Pat streckte die Hand nach ihr aus. Mary zuckte zusammen, ließ es aber zu. »Nicht mehr als das hier.« Pat zeigte auf den Tisch, der unter der Last des Vergangenen versank. »Wir werden uns erinnern. An Ihre Freunde ... und Ihre Familie.« Sie spürte, wie sich Mary versteifte. »Für Sie wird es wie ein Traum sein, nur klarer. Und wir werden ihn gemeinsam träumen.«

»Sie und ich?« Mary zog die Hand weg. »Werden wir denn ... unsere Gedanken teilen? Einander hören?«

»Nicht direkt. Und Sie geben den Weg vor.« Mary schaute verwundert drein und Pat erklärte. »Eine Kontaktaufnahme mit mir ist möglich – erfordert aber etwas Erfindungsgeist. Sie müssen eine Art und Weise finden, die zu Ihnen passt. Keine Sorge, jeder findet sie irgendwann.« Sie lächelte zuversichtlich.

»Werden Sie mich als Ihre Führerin brauchen? Ihren Vergil?«

»Ich mache das nicht zum ersten Mal«, beruhigte Pat sie. »Mnemoskopie, Mnemambulie, Sie erinnern sich an den Unterschied? Ihre Erinnerungen werden für mich wie ein großes Gemälde sein, in dem ich herumlaufen kann, solange Sie mich lassen.« Mary studierte sie, als suchte sie nach einem Hinweis, dass Pat sie veralberte. »Ich kann mit Leuten reden, kann an Blumen riechen – also zumindest, sofern Sie selbst je mit diesen Leuten geredet, diese Blumen gerochen haben ...«

»Weil es meine Erinnerungen sind«, wiederholte Mary.

»Genau! Es funktioniert selbst dann noch, wenn Sie nur eine vage Vorstellung von etwas haben oder vielleicht schon mal davon gehört haben. Nur wenn Ihnen etwas gänzlich fremd ist – dann wird es schwer für mich, damit zu arbeiten.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie es überhaupt funktionieren soll«, gestand Mary.

»Das geht vielen so«, sagte Pat. »Sie müssen bedenken: Wir nehmen so viel mehr wahr, als wir bemerken! Das meiste, was um uns herum geschieht, bekommen wir gar nicht mit, obwohl unser Gehirn es irgendwo ablegt. Aber wenn wir dann träumen, oder, keine Ahnung, bestimmte Medizin einnehmen ...«

»Sie reden von Laudanum?«

»Das haben jetzt Sie gesagt.« Pat grinste. »Der Punkt ist: Wir tragen eine ganze Welt in uns herum! Und diese Welt kann man bereisen – wenn man weiß, wie. Letztlich ist es eine Kunst wie jede andere. Wie ein alter Freund aus der Buchhaltung mal sagte: Gib mir einfach, was du hast, ich rechne das schon hoch!«

»Sie sind auch Buchhalterin?«

»Ich schreibe Berichte, aber ohne Papier! Ich mache alles in meinem Kopf. Wie ein Fakir, der mit Willenskraft sein Herz anhält? Keine Sorge! Schlechter Vergleich. Ich bin völlig harmlos. Vielleicht mehr eine Art ...« Sie schlug die Beine übereinander, drehte die Handflächen nach oben. »Ich bin ein Mönch!« Ihr Bein verrutschte und sie fiel fast vom Stuhl.

Mary wirkte weder überzeugt noch amüsiert. »Sie haben mir versichert, dass Sie nach wissenschaftlichen Prinzipien vorgehen.«

»Das tue ich, absolut«, beteuerte Pat. »Die Wahrheit ist: Es fällt schwer, anderen Menschen das eigene Erleben zu schildern. Wir bemühen Bilder und Vergleiche in der Hoffnung, dass man uns versteht – aber tut man das je wirklich?«

Marys Züge entspannten sich. »Ich weiß, was Sie meinen. Ich weiß es sehr gut.«

»Deswegen tun wir das: um verstanden zu werden. Damit man uns glaubt. Was wir gesehen, was wir erlebt haben. Ich schätze, Sie werden mir in dieser Sache einfach vertrauen müssen, Mrs. Shelley.«

»Mary«, sagte Mary und ergriff ihre Hand. »Sagen Sie Mary zu mir, Pat. Wenn ich Sie in meinen Kopf lasse, möchte ich nicht, dass wir Fremde sind.«

Pat lächelte. »Sehr gerne, Mary.« Sie drückte ihre Hand, dann griff sie nach der Tasche. Vorsichtig nahm sie die Geräte heraus. »Also ... wo fangen wir an?«

Beim Anblick der im Kerzenschein schimmernden Elektroden und Messingdrähte zuckte Mary zusammen, doch sie beherrschte sich.

»In Pisa.« Sie blickte sie an. »Bringen Sie mich zurück nach Pisa, Pat.«

TEIL EINS

Spaß und Spiele
Pisa, 1821–22

*Wir sind unvollendete Geschöpfe,
halbe Menschen nur ...*

Mary Shelley, *Frankenstein*

1

Erst war da eine Kutsche, und die Kutsche war sogar gepolstert. Die Fenster hatten kleine Vorhänge, jenseits derer sich die toskanische Landschaft erstreckte: Pinien wie aufgespannte Schirme, struppige Olivenbäume zwischen sanften Hügeln, und dahinter in der Ferne die Berge.

Dann war da plötzlich keine Kutsche mehr, und sie ritt auf einem stattlichen Rappen, nur leider konnte Pat gar nicht reiten, vor allem nicht im Galopp durch offenes Gelände. Panisch hielt sie sich am Pferderücken fest und wünschte sich die Kutsche zurück, die prompt erschien – nur war sie diesmal deutlich unbequemer, eine Zelle fast, und jeder Schlag der Räder traf sie ungefedert in den Rücken.

Pat schrie vor Schreck, doch falls ihr jemand antwortete, verstand sie es nicht über dem Lärm des rasenden Wagens. Sie versuchte, das Wirklichkeitsniveau zu regulieren, aber das kleine Gerät in ihrer Schläfe, das sie nach seinem Schweizer Konstrukteur meist nur den Finkelberger nannte, reagierte zu spät.

Ein Kutschenrad schlug in ein Loch – ein Loch in der Straße, ein Loch in der Wirklichkeit –, und Straße und Welt brachen entzwei.

* * *

Die Reiter erklimmen den Hügel wie stolze Helden, siegesicher auf dem Weg ins Abenteuer. Sie bildeten eine Reihe auf dem Hügelkamm: fünf Mann, Seite an Seite auf ihren

Rössern, die Sonne hinter ihren Häuptern. Kurz hielten sie an, ließen den Blick über das Land schweifen, dann entdeckten sie ihre Aufgabe, stießen einen freudigen Ruf aus und galoppierten los.

Pat – das Ziel ihres Eifers – lag samt ihren Sachen im Gras neben der Straße. Sie wusste nicht, wie sie dorthin gekommen war. Alles tat ihr weh, doch sie ertastete kein Blut und ihre Knochen waren noch heil. Einmal hatte sie sich im Einsatz den Fuß gebrochen, von daher wusste sie, wie das war. Es war eine Konsensfrage: Wenn der Gastgeber ihrer Reise – in diesem Fall Mary – an die Verletzung glaubte und der Finkelberger weit genug aufgedreht war, dass sie *selbst* daran glaubte, war die Verletzung für alle Beteiligten real. Von daher konnten Unfälle durchaus unangenehm werden.

Also ... hatte sie noch einmal Glück gehabt?

Gus' Warnung kam ihr in den Sinn: *Wenn du verunglückst, brichst du dir nicht nur das Bein! Du brichst dir die Wirklichkeit.*

»Perfetto.« War es das, was gerade passiert war? Sie wandte sich um. Ihre Kutsche stand mit offener Tür am Straßenrand; ein Rad war abgesprungen und lag ein paar Meter weiter im Graben. Das Pferd – das nun ein unschuldswießer Schimmel war – rupfte gelassen Gras. Falls es einen Kutscher gegeben hatte, war er verschwunden.

»Gus? Gus, ich glaube, ich habe Mist gebaut. Gus?«

Doch Gus antwortete nicht.

Das war schlecht. Wenn Gus nicht antwortete, dann weil er nicht konnte. Pat hatte seine Warnung in den Wind geschlagen – und nun war sie zu weit von ihm entfernt. Gestrandet in Marys Erinnerung.

Die Reiter hatten sie beinahe erreicht. Pat setzte sich auf und klopfte sich den Straßenstaub ab. Ihre schwarze Kleidung war dieselbe wie in Genua, auch die Jahreszeit schien

ähnlich zu sein. Trotzdem wurde ihr in der Sonne rasch warm. Sie kniff die Augen zusammen und musterte die fünf Recken, die nun ihre Pferde zügelten und wenige Schritte vor ihr zum Stehen kamen.

Den vordersten der Männer erkannte sie ohne Mühen: das glatte, leicht pausbäckige Gesicht mit dem markanten Kinngübchen und der hohen Stirn, von dunklen Locken gerahmt, gehörte Lord Byron: berühmt-berüchtigter Poet, der verruchte Baron, Galionsfigur seiner Bewunderer und zentrale Gestalt der britischen Kolonie in Pisa. Der Mann, den Pat schon immer hatte kennenlernen wollen. Das spöttische Lächeln seiner vollen Lippen war unverwechselbar. Er trug einen goldbestickten Mantel, als führte er eine königliche Gesellschaft an, und in einer Schärpe über seinem Bauch steckte eine Pistole.

Zu seiner Rechten saß ein jüngerer Mann mit schönen, femininen Zügen. Er war etwas nachlässig gekleidet, und seine Haut, von der er mehr als im Winter erwartbar entblößte, war blass wie das Mondlicht. Auch ihn erkannte Pat ohne Mühen: Percy Bysshe Shelley, der aufsteigende Stern unter den Dichtern der Verbannung. Byrons Freund oder vielleicht sogar Protégé. Marys Mann. Überraschenderweise führte er ebenfalls eine Pistole mit sich.

Die anderen drei Männer waren ihr unbekannt, aber alle waren bewaffnet. Der Jüngling an Shelleys Seite war groß und lachhaft adrett; seine Haltung aber verriet, dass er in seinem jungen Leben mehr Zeit mit Pferden als mit Tinte und Papier verbracht hatte. Der Schmächtige zu Byrons Linker hatte ein verstörend schmales Gesicht und lebhaftes Wieselaugen. Der Letzte im Bunde war ein kräftiger Kerl mit Backenbart, der zufrieden in die Sonne blinzelte.

Pat sah zu den Reitern auf.

»Buongiorno, Signori!«

Die Männer schauten nicht sie an, sondern Byron. Der erfasste die Lage, deutete auf das Wagenrad, dann auf Pat. »Das wäre die Gelegenheit«, sagte er zu Shelley. »Hilf ihr!«

»Ein Mann der Tat«, stimmte der Adrette zu.

»Eine Dame in Not!«, haspelte der Wieselige.

Backenbart reckte die Nase und nickte wohlgefällig.

Pat hob die Brauen und widersprach nicht.

Mit dem Ernst eines Jägers, der sich dem zuckenden Wild nähert, schwang sich Shelley vom Pferd und trat vorsichtig auf sie zu.

»Keine Sorge«, scherzte Pat. »Ist kein Hinterhalt.«

Shelley hielt inne. »Wieso sagen Sie das?« Seine Stimme klang besorgt, fast schrill.

»Na ja ...« Pat zuckte mit den Schultern. »Wagenpanne ... alter Straßenräubertrick.«

»Sie hatten aber wirklich eine Panne?«, vergewisserte sich Shelley.

Pat nickte nachdrücklich. »Die hatte ich. Ehrlich.«

Da hielt er ihr graziös die Hand hin. »Kommen Sie! Ich helfe Ihnen auf.« Er schien entschlossen, die Rolle des Ritters zu spielen, der weithin sichtbar eine gute Tat vollbringt.

Sie lächelte ergeben und griff nach seiner Hand.

Und mit einem Mal glaubte sie zu ertrinken.

Eindrücke von Wasser brachen über sie herein, Bilder einer stürmischen Nacht, Kälte, die ihr ins Gesicht schlug und das Leben aus dem Leib sog. Undeutlich sah sie Gesichter über sich ... eines schien das Gesicht einer Frau zu sein.

Das Wasser das Wasser so kalt das Dunkel die Nacht und darunter die Tiefe ...

Sah sie Shelleys Tod? War das der Golf von Spezia, in dem er ertrank? Etwas stimmte nicht. Wer war die Frau? Mary

hatte gesagt, nur Williams und ein weiterer Mann seien mit ihm an Bord der *Ariel* gewesen, als sie sank. War das ein Hinweis, dass sich das Unglück anders zugetragen hatte als berichtet? Ging abermals die Wirklichkeit zu Bruch, und sie erhaschte einen Blick auf ein Ereignis außerhalb der korrekten Chronologie?

Die Gesichter blickten auf sie herab, während die Kälte des Wassers ihr die Kraft raubte und sie versank. Wieso konnte sie sich nicht richtig bewegen?

Und noch etwas stimmte nicht: *Das war kein Salzwasser in ihrem Hals ...*

»Madonna santa!«, rief Pat aus, ließ Shelleys Hand los und stürzte kaum, dass sie sich erhoben hatte, wieder hin. In ihrem Kopf schwirrte es wie in einem Bienenschwarm.

Auch Shelley machte einen Satz zurück und starrte sie an. Dann blickte er auf seine Hand, als hätte ihn etwas gebissen.

Er hatte es ebenfalls gespürt!

Seine Gefährten lachten leise.

»Shelley, was hast du jetzt wieder angestellt?«, zog der Adrette ihn auf.

»Wie sie ihn ansieht!«, piffte das Wiesel.

Backenbart hielt sich glucksend den Bauch.

Byron ließ sein Pferd einen Schritt nach vorn tun. »Shelley hat diese Wirkung auf Frauen manchmal. Die Schlange im Garten – so schwer, ihr zu widerstehen!«

»Zu einem guten Apfel sage ich nicht nein!« Pat rang sich ein Lachen ab. »Aber ich würde sagen, wir haben einfach einen kleinen Schreck gekriegt, oder? Shelley?«

Shelley nickte stumm und Pat kämpfte sich auf die Beine. »Ich bin Pat. Pat Colombari. Besser, wir geben uns erst mal nicht mehr die Hand.« Sie lachte verlegen. »Galvanismus! Einfach verrückt.«

»Ja«, erwiderte Shelley wachsam. »Verrückt.«

Pats Gedanken wirbelten durcheinander. Eine derart starke Reaktion während einer Erinnerungsreise war selten. Ihr Finkelberger hatte sich fast überladen.

Shelley war ein Konstrukt von Marys Erinnerung – von den Wundern moderner Wissenschaft zum Leben erweckt. Etwas aber hatte ihn berührt, auf ihn abgefärbt – etwas, von dem Mary wusste oder das ihr Unterbewusstsein wenigstens erahnte.

Sie wünschte, sie könnte Gus nach seiner Meinung fragen.

»Entschuldigen Sie das Versäumnis«, schaltete Byron sich ein. Offenkundig war die Zeit, die er gewillt war, nicht im Mittelpunkt zu stehen, verstrichen. »Erlauben Sie mir, uns vorzustellen. Den tapferen Shelley kennen Sie jetzt ja – was Sie vielleicht nicht ahnen, ist, dass er der feinste Dichter seiner Heimat ist, die ihn stets geschmäht hat. Statt sich zu fügen, ist er dem Ruf der Freiheit gefolgt.«

Shelley schaute düster drein.

»Der junge Recke neben ihm ist Williams«, fuhr Byron fort. »Lieutenant Edward Ellerker Williams, ein Mann nicht der Worte, sondern der Tat – trotzdem wird aus ihm noch was, da bin ich mir sicher.«

Williams wirkte irritiert.

Als Nächstes wies Byron auf den wieseligen Mann zu seiner Seite. »Thomas Medwin, dem es an Worten nicht mangelt, ist Shelleys Cousin ...«

»Doppelter Cousin!«, unterbrach Medwin. »Shelley hat uns einander vorgestellt. Ich bin sein Biograph!«

»Shelleys?«, vergewisserte sich Pat.

»Byrons!«, korrigierte Medwin.

»Ah. Ich dachte, Shelleys.«

»Shelley hat noch keinen Biograph.«

»Schade, oder?«

»Tom und ich kennen uns aus unserer Zeit in Indien«, merkte Williams an. »Dank ihm habe ich Shelley kennengelernt.«

»Medwin, Shelley, Byron«, resümierte Pat. »Und Williams, Medwin, Shelley. Kapiert!«

»Das hier ist Pietro Gamba.« Byron zeigte auf Backenbart. »Er ist ein Freiheitskämpfer.« Er machte ein befremdliches Handzeichen, das Pietro erwiderte. »Zudem ist er der Bruder meiner geliebten Teresa, die mir teurer ist als alles.«

»L'amore!«, rief Gamba und fasste sich an die Brust.

»Wir sollten weiter«, sagte Shelley. »Es verlangt mich danach, meine Pistole abzufeuern.«

»Hört, hört!« Williams lachte.

Byron hob mahnend die Hand. »Ich bin gerührt, mein Freund. Gerührt und stolz. Aber wollten wir nicht unserer Dame in Not aushelfen?«

Er wies auf das am Straßenrad liegende Wagenrad, und auf seinen Wink hin saßen Williams und Gamba ab und machten sich ans Werk.

»Grazie mille«, sagte Pat. »Was hat es denn auf sich mit der Artillerie? Ich wollte schon fragen.«

»Das erklärt am besten Byron«, sagte Williams, während er das Rad untersuchte.

»Jeder Mann von Stand sollte die Kunst des Schießens beherrschen«, dozierte Byron. »Um sein Geschick unter Beweis zu stellen und sich und seine Überzeugungen zu verteidigen.«

»Hört, hört«, murmelte Medwin und seine Lippen bebten, als versuchte er, Byrons Worte zu memorieren.

»Sie üben also schießen?«, fragte Pat. »Auf was schießen Sie denn hier draußen?«

»Auf Silbermünzen«, sagte Byron.

»Dort hinten liegt ein alter Bauernhof«, ergänzte Shelley säuerlich. »Wir wollen schließlich niemanden verletzen.«

»Der Gouverneur erlaubt unserem Club keine Schießübungen in der Stadt«, raunte Medwin. »Vielleicht, ja vielleicht hätte mein Cousin seinen Einfluss geltend machen sollen ...?«

»Welchen Einfluss?«, zischte Shelley. Byron lachte milde.

»Man kann von niemandem erwarten, den Dienst an den Freunden über den an der Geliebten zu stellen.«

»Mary?«, fragte Pat überrascht. »Was hat sie damit zu tun?«

»Nicht Mary«, korrigierte Medwin. »Emilia.«

Shelley hob die Hand, und sein Cousin verstummte.

»Tom, hilf uns mal!«, rief Williams. »Das Rad ist nur abgesprungen, wir setzen es wieder dran.«

Dankbar, Shelleys zornigem Blick zu entkommen, stieg Medwin ab und ging den anderen zur Hand. Gemeinsam mit Williams hob er den Wagen an, während Gamba das Rad einsetzte.

Shelley sah Pat an. »Sie kennen meine Frau?«

»Ich war gerade auf dem Weg zu ihr«, bestätigte Pat auf Verdacht hin.

»Was für ein Glück, dass unsere Wege sich gekreuzt haben!«, rief Byron. »Ich weiß nicht, ob die Landbevölkerung genauso hilfsbereit gewesen wäre. Findest du nicht auch, dass es eine glückliche Fügung war, Shelley?«

»Ja«, sagte Shelley, doch sein Gesicht strafte die Worte Lügen. »Überaus glücklich.«

»Sie finden Mary und die Frauen zu dieser Zeit wahrscheinlich in Shelleys Haus«, fuhr Byron fort. »Tre Palazzi di Chiesa, gleich auf der anderen Seite des Flusses. Heute

Abend kommen alle zu mir in den Palazzo Lanfranchi, so wie jeden Mittwoch. Wieso schließen Sie sich nicht an? Sie sind herzlich willkommen.«

Pat strahlte. »Es wäre mir ein Fest!«

»Oh«, versicherte Lord Byron süffisant. »Es wird ein Fest. Darauf können Sie sich verlassen.«

Gamba schlug zufrieden auf den Wagen. »È pronto!«

»Ihrer Weiterfahrt steht nichts im Weg«, bestätigte Williams. »Sie fahren selbst?«

»Das tue ich«, bejahte Pat. »Ich fahre selbst.« Sie kletterte auf den Kutschbock, nahm die Leine auf und versuchte zu verschleiern, dass sie keine Ahnung hatte, wie man sie hielt. Die Männer sahen interessiert zu.

»Also dann!« Sie ließ den Blick über die Gesichter schweifen, endlich auf Augenhöhe. Byron war sichtlich stolz, an diesem Mittag eine gute Tat vollbracht zu haben. Shelley wirkte verstimmt, weil man vor einer Bekannten seiner Frau eine Dritte erwähnt hatte. Oder war es nur eine Pose – um davon abzulenken, was passiert war, als ihre Hände sich berührt hatten? »Arrivederci!«

»Au revoir, Pat«, sagte Byron.

»Jetzt lasst uns schießen!«, rief Shelley und gab seinem Pferd die Sporen.

Jubelnd schlossen die anderen sich ihm an.

Pat sah ihnen nach, wie sie dem Horizont entgegengaloppierten: mannhaft, stolz und so begeistert wie junge Hunde.

»Gus, ich glaube, wir sind auf der richtigen Spur«, sagte sie. »Ich habe Shelley kennengelernt. Und Byron! Gus?«

Doch Gus gab keine Antwort.

* * *

Eine halbe Stunde später klapperte sie Selbstgespräche führend dem östlichen Stadttor von Pisa entgegen. »Gus«, flüsterte sie immer wieder. »Gus, kannst du mich hören?«

Zum wiederholten Mal verfluchte sie sich, seine Warnung in den Wind geschlagen zu haben. Wenn niemand sie hörte, konnte auch niemand sie rausholen, wenn etwas schiefging. Das Handbuch riet klar davon ab. Ohne Rettungsleine endete die Reise erst, wenn Mary beschloss, dass es genug war – Pat konnte allenfalls etwas verzögern oder drängen. Marys Vorstellung von Pats Zielen deckte sich jedoch nicht unbedingt mit ihren.

Von daher wäre es wahrscheinlich gut, wenn sie einen Weg fänden, zu kommunizieren.

»Mary, Mary, Mary«, murmelte Pat und versuchte, sich nicht um die Blicke der Bauern zu kümmern, die kritisch die schwarz gekleidete Frau auf dem Kutschbock beäugten, die ungeschickt mit der Leine fuchtelte und dabei mit der Luft diskutierte. »Wie würdest du wohl Kontakt mit mir aufnehmen? Was ist dein Ding, Mary?«

Sie trommelte mit den Fingern auf der Bank, verrenkte sich den Hals und schaute darunter.

Wenigstens das Pferd schien zu wissen, was es tat, und folgte ungeachtet seiner orientierungslosen Herrin der Straße zur Stadt.

Da fanden Pats Finger eine Klappe in der Bank und schlossen sich um ein Heft. Es ähnelte jenen, die sie auf Marys Schreibtisch gesehen hatte.

»Mary!«, jubelte Pat. »Natürlich! Freundin des geschriebenen Worts!«

Unabsichtlich schnitt sie einem Wagen mit grunzenden Schweinen den Weg ab. Der Bauer sandte ihr einen Schwall von Verwünschungen nach.

Pat schlug das Heft auf. Die meisten Seiten waren leer, auf der ersten aber stand eine Botschaft an sie.

Liebe, eigenartige Pat –

nun haben Sie jene getroffen, die sich von mir abwandten.

Jene, die ich verlor.

Jene, die ich liebte.

*Ich beginne es damals erst zu ahnen, aber ich war – ich bin! –
eine einsame Frau, Pat.*

Lernen Sie mich besser kennen.

*Ich wohne gleich hinter der Brücke. Ich denke, ein Brief meiner
Schwester Claire würde mein Interesse wecken. Claire kämpft
um ihre Tochter Allegra. Der Vater ist Byron – und er hat
Allegra in einen Konvent gesperrt.*

»Prima«, kommentierte Pat den Inhalt der Nachricht und sah noch einmal in dem Fach unter der Bank nach. Tatsächlich lag dort auch ein Brief, in schwungvollen Lettern an Mary Shelley, Tre Palazzi di Chiesa, Lung'Arno, Pisa adressiert.

»Gutes Mädchen!« Solange ihre Gastgeber sich kooperativ zeigten, begegneten ihr für gewöhnlich auch deren Erinnerungen mit Wohlwollen. Ein kreativer Geist wie Marys, der die Geschichte mitgestaltete, war sogar noch besser: Beispielsweise konnte sie Pat die Rolle eines Boten zuweisen, der ihr in diesem Winter eine Nachricht von Claire überbracht hatte. Dieser Brief konnte im wahrsten Sinne Pats Türöffner sein.

Sie richtete den Blick nach vorn auf das Stadttor, das schon ganz nahe war. »Gus, falls du mich doch hörst: Winter 1821, ein Mittwoch. Kontaktaufnahme erfolgreich. Fahre jetzt nach Pisa rein.«

Das Pferd wieherte.